

Weill, die ihn bewunderte und verehrte. Trotz seiner unzähligen Beschäftigungen führte er seine Studien fort, und sein Sinn blieb offen für alle neuzeitlichen Probleme. Es war seine geistige Konzentration, Tag und Nacht – er schlief wenig –, die ihn befähigte, diese zu verstehen. Z. B. sein Verständnis der technischen Welt und das Vergöttern des Fortschritts: Noahs Schöpfung des Weinbergs war gut in sich; »aber er missbraucht den Fortschritt der Technik, und das Heiligtum in ihm wird entweiht«. »Die geistige Diktatur endet mit der Verderbnis des Geistes« (S. 58.) Diese Voraussicht des Rabbiners wurde später auf furchtbare Weise bestätigt: »Ohne die Wissenschaft, oder besser, ohne die Wissenschaftler wäre Auschwitz nicht möglich gewesen« (S. 56).

Ein Heilmittel gegen die Ausbeutung der Massen – eines der Hauptanliegen des Rabbiners – sah er ebenfalls im Licht der Thora: »Wer nichts besitzt, ist nicht frei« (S. 208). Aber es gibt keine Besitzer, die Erde gehört Gott. Und Rabbiner Weill betrachtete das Jubeljahr als ein paradigmatisches Heilmittel für heutige ökonomische Bedingungen.

Was ihn stark beschäftigte, waren die Schwierigkeiten der jüdischen Bevölkerung im damaligen Palästina. Das Brandmal des Zionismus Nahum Goldmanns störte ihn, weil er jene »Religion« allenfalls als eine Privatangelegenheit einstufte (S. 117). Sechzig Jahre später sollte Nahum Goldmann seinen Standpunkt ändern und die Wichtigkeit der Thora für die Israelis verstehen. Für Rabbiner Weill hatte die jüdische Gemeinde, ob in der Diaspora oder in Erez-Israel, immer unter dem alleinigen Einfluss der Thora zu bleiben: »Nicht politische Gewalt und nicht wirtschaftliche Macht – die Thora muss nach der Verheissung der Propheten der Ruhm Israels werden, ihre Weisheit muss sich unter den Völkern ausbreiten« (S. 119). Gleichwohl bedauerte er seine eigene Zurückhaltung gegenüber einem Zionismus, der keinerlei Verbindung zur Thora hat. »Denn der Zionismus hat unstreitig viel Gutes bewirkt... Wir gestehen, dass die sich abzeichnenden Verdienste des Zionismus uns in mancher Hinsicht zu einer Bewertung voll der Anerkennung verpflichten« (S. 120). Aber Rabbiner Weills strikte Befolgung der Thora war keine rein legalistische Observanz, wie einige Nichtjuden voreilig schlussfolgern mögen. Er pflegte zu sagen: »Ob man sich viel oder wenig mit der Thora befasst, ist unwichtig. Wesentlich ist die Bereitschaft, sein Herz dem Himmel hinzuneigen.«³

Er lebte wahrhaft im Sinne dessen, was er predigte. Eine der interessantesten Seiten in diesem Buch bezieht sich auf einen Besuch des Katholiken Aimé Pallière, zu der Zeit, als jener beabsichtigte, zum Judentum zu konvertieren. Rabbiner Weill sagte zu ihm: »Wenn Sie... eine neue Identität suchen, fürchten Sie nicht, unter dieser geistigen Entwurzelung zu leiden und sich durch den Verlust Ihrer ursprünglichen Persönlichkeit und Ihrer wirklichen Ziele verkürzt zu fühlen?« Und am nächsten Tag, als Pallière ihn bat: »Bete, segnen Sie mich, Meister«, legte Rabbiner Weill seine Hände auf Pallières Kopf und sagte: »Mein Freund, bleiben Sie, was Sie sind.« (S. 126 f.) Worte tiefer geistiger Weisheit. Durch das Fehlen von Daten bei den unzähligen Zitaten im Buch ist es uns nicht möglich, etwas über Rabbiner Weills Haltung zum Zionismus gegen

Ende seines Lebens, 1947, in Erfahrung zu bringen, kurz vor der Gründung des Staates Israel. Jedoch steht ausser Frage, dass er seinem Verständnis über Israel treu blieb, nämlich »in der »Keduscha«, in der Heiligkeit, im Umkreis des Göttlichen zu leben... die Ebene des Menschlichen zu übersteigen und zugänglich zu werden für die Immanenz Gottes, seine Einwohnung, die »Schechina« (S. 197), und dies, um ein Licht für die Völker zu sein.

Auf seinem Totenbett flüsterte Rabbiner Ernest Weill, der der wohlbekannte und vielrespektierte Grand Rabbin de Colmar et du Haut-Rhin geworden war, diese letzten Worte: »Thora, Israel, Erez-Israel« (S. 195).

Diese Biographie, geschrieben von seinem Sohn Joseph Weill, wird wohl nicht als literarisches Meisterwerk klassifiziert werden; es wirkt beeinträchtigend durch einen panegyrischen Stil und einen Mangel an ausgewogener Struktur, abgesehen von den vielen Druckfehlern. Juden und Nichtjuden werden dieser Arbeit gewiss grossen Gewinn entnehmen können. Uns wird ein umfassender Einblick in das jüdische Leben im Elsass gewährt, vom Mittelalter mit seinen beschämenden Verfolgungen bis hin zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Es scheint, dass die Juden im Elsass unter dem Antisemitismus viel stärker leiden mussten als in anderen Teilen Frankreichs. Andererseits waren sie dadurch auch fähig, einen stärkeren Identitätssinn aufrechtzuerhalten. Die Säkularisation im Anschluss an die Französische Revolution hatte keine Entsakralisierung des elsässisch-jüdischen Alltags zur Folge. Die kostbare Tradition, für die Rabbiner Ernest Weill als Beispiel dient, beinhaltet heute für uns alle eine notwendige Lehre. Wenn die Jungen und die Nicht-so-Jungen gefährliche Ersatzarten der Sakralisierung einführen, ist aus Rabbiner Ernest Weills heiligmässigem Leben viel zu lernen. Eine ausführliche Bibliographie beschliesst das Buch.

Claire Huchet-Bishop, New York/Paris

ELIE WIESEL: Was die Tore des Himmels öffnet. Geschichten chassidischer Meister. Freiburg i. Br. 1981. Herder Verlag. 144 Seiten.

Elie Wiesel hat sehr verdienstlich zur Kenntnis der Eigenart und der Vielfältigkeit des Chassidismus in christlichen und jüdischen Leserkreisen beigetragen, die von dessen Glaubens- und Lebensweise, vor allem der mystisch-frommen Weltzugewandtheit, fasziniert sind. Er ist dazu aufgrund seiner Herkunft aus einem teilweise chassidischen Milieu und seiner Gabe gemeinverständlicher und doch ein gutes literarisches Niveau wahrender Darstellung in seinen Adoptivsprachen Französisch und Englisch besonders qualifiziert. »Was die Tore öffnet« ist der nicht aufschlussreiche Titel dichterischer Lebensbeschreibungen von vier chassidischen Weisen, während die Betitelung der englischsprachigen, übrigens von Elisabeth Hank einwandfrei ins Deutsche übertragenen Originalausgabe eine klare Aussage über den Inhalt des Buches darstellt: »Four Hassidic Masters and their Struggle against Melancholy.« Die Überzeugung des Rebbe Naphtali von Ropshitz, eines der vier von Wiesel ausgewählten Meister, dass »die Freude die Tore des Himmels öffnet«, ist für die allgemeine chassidische Ideologie charakteristisch. Auch die drei anderen von Wiesel porträtierten Rebbe – Pinchas von Koretz, Baruch von Miedzyborz und Jakob Isaak ha-Chozeh, der »Heilige Seher von Lublin« – machten es sich zur Aufgabe, ihre Anhänger angesichts und trotz aller Nöte und Verfolgungen mit freudigem Optimismus zu erfüllen, während sie selbst gegen Depressionen und Melancholie nicht gefeit waren.

Die vier von Wiesel sachkundig und didaktisch geschickt skizzierten Gestalten und der von ihm angetönte Rahmen ihrer Umwelt wollen und können keine umfassende Dar-

³ »... bis der Rabbi... die noch verfügbaren Kräfte sammelte... Bis das tödliche Schweigen der zahllosen Gemordeten, der »Korbanim«, der Opfer eines riesigen Holocausts mit seiner lähmenden Kälte die von Jugend erfüllten Studienhäuser, die »Städtele«, und die völlig vereinsamten Zentren bedeckte... Ihr Kinder meines Volkes, nie mehr werdet ihr dabei sein, wenn die Morgensonne den Nebel zerteilt, um nach dem Erwachen im Gesetz der Juden zu forschen und es hochzuhalten. Wie glänzten damals eure hellen Augen, ihr Rangen, wie liebte ihr dieses Land, das es euch nicht lohnt (Kazenelson, Das Lied des letzten Juden).«

stellung der chassidischen Tradition bieten; sie veranschaulichen aber vorzüglich die eigenartige Kombination von Religiosität und Klugheit, mit einer erheblichen Beilage von Humor, der geistigen Wegweiser eines Grossteiles des Ostjudentums in einer ein Jahrhundert, von 1730 bis 1830, währenden schöpferischen Periode – unberührt von der gleichzeitig wirksamen Aufklärung und Emanzipation. Die Zuwendung moderner, ihrer Tradition entfremdeter und vom Rationalismus enttäuschter Juden zu sektenartigen chassidischen Gemeinschaften, wie insbesondere den recht publizitätsgewitzten Lubawitschern, ist auf deren enthusiastische Stimmungswärme und auch den Reiz ihrer jiddischen Melodien zurückzuführen. Selbst wohlwollenden Beobachtern konnte es nicht entgehen, dass manche Rebbe die Gut- und Leichtgläubigkeit loyaler Anhänger für höchst profane Zwecke ausnützten und Frömmigkeit in Fanatismus umfunktionierten. Elie Wiesel ist ein Interpret echter und unverfälschter chassidischer Religiosität, die auch in einem Nachwort von Professor Jakob J. Petuchowski angemessen gewürdigt wird. Ausserdem stammt von Dr. Salcia Landmann ein Vorwort, dessen Inhalt sich teilweise mit Professor Petuchowskis Darlegungen deckt. Elie Wiesels Geschichten hätten kaum dieser Zusätze bedurft. Nützlich und begrüßenswert ist ein knappes Glossar von Wörtern, welche sogar Anfängern mit Vorkenntnissen nicht ganz verständlich sein dürften. Die in ihm enthaltene Erklärung des Talmud als »Etwa: Jüdische Scholastik« klingt zwar prägnant, nützt aber wenig. Höchst verdienstlich und aufschlussreich ist hingegen eine »Synchronologie«, die dartut, was sich in der »jüdischen Welt«, der sogenannten »Grossen Welt«, und im Kulturbereich zu Lebzeiten der vier von Wiesel beschriebenen chassidischen Meister ereignete. So erhielt nahezu zur gleichen Zeit, als Naphtali von Ropshitz (1760–1827) geboren wurde, Moses Mendelssohn den ersten Preis der Preussischen Akademie der Wissenschaften, begann die Industrielle Revolution in England und schrieb Rousseau den »Contrat social«. Im Todesjahr des Rebbe erschien Heines »Buch der Lieder«.

Frau Dr. Salzmann bemerkt richtig, dass Martin Bubers Deutung des Chassidismus von dieser Bewegung »ein allzu geglättetes, idyllisches Bild präsentiert«. Buber begann im Alter von 26 Jahren mit dem Studium des Chassidismus, von dessen ästhetischen Qualitäten er zuerst beeindruckt war, bevor er – noch vor dem Ersten Weltkrieg – sein vornehmlichster Deuter und Popularisator, insbesondere im deutschen Sprachbereich, wurde. Wenn auch durch die seither unternommenen wissenschaftlichen Forschungen überholt und widerlegt, bleiben Bubers chassidische Schriften anregende Pionierleistungen, die jedenfalls über Bubers Selbstverständnis Belangreiches aussagen. Wer sich mit dem Chassidismus ernstlich befassen will, muss den Zugang zu den sehr schwierigen und dunklen Quellen suchen. Elie Wiesel ist ein leicht verständlicher und verständnisvoller Begleiter auf dem Weg zu den ersten Vorstationen eines solchen Unterfangens.

Fritz L. Brassloff, Zürich

MYRIAM YARDENI: Les Juifs dans l'histoire de France, Premier Colloque International de Haïfa. Leiden 1980. E. J. Brill. 233 Seiten.

Über die oben erwähnte Thematik fand vom 17. bis 19. März 1975 in der Universität Haifa ein Colloquium statt. Dabei wurden insgesamt 16 Vorträge von Gelehrten aus Frankreich und Israel gehalten. Einige der Studien sind recht speziell; wir erwähnen hier solche, von denen wir meinen, sie würden auf grösseres Interesse stossen: Die Beziehung zwischen Kabbala und Katharismus im Süden Frankreichs (Shulamith Shahar). Die Exkommunizierung,

die jüdische Gemeinde und die weltlichen Autoritäten im Mittelalter (J. Schatzmiller). Sepharden und Aschkenasim in Frankreich: Die Errungenschaft der Emanzipation (1789–1791) (G. Nahor). Humanismus, Sozialismus und Zionismus, Moses Hess und die Rückkehr zum Judentum (M. Graetz). Beobachtungen über die historische Demographie der algerischen Juden (A. Nouschi). Eine Reihe von Aufsätzen haben die Rechtsgeschichte der Juden in Frankreich zum Inhalt, andere behandeln Fragen der Sozialgeschichte. In jedem Fall handelt es sich hier um seriöse Studien, Mosaiksteine für die Geschichte der Juden in Frankreich.

E. L. Ehrlich

»CHRISTI LIEBE IST STÄRKER«. 86. Deutscher Katholikentag vom 4. 6. bis 8. 6. 1980 in Berlin. Hrsg. vom Zentralkomitee der Deutschen Katholiken. Paderborn 1980. Verlag Bonifatius-Druckerei. 645 Seiten.

S. o. S. 22, 68 ff.

LESZEK KOLAKOWSKI (Hrsg.): Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft. Teilband 26. Freiburg/Basel/Wien 1980. Herder Verlag. 175 Seiten.

L. Kolakowski stellt sich in seinem einleitenden Beitrag »Toleranz und Absolutheitsansprüche« (5–38) der Frage: »Inwieweit kann Toleranz verkündet und praktisch gelebt werden, ohne dass christlicher Glaube sich selbst aufhebt?« (9). Dazu sieht er einige »Prämissen« als unerlässlich an, »die entweder mit der christlichen Überlieferung vereinbar oder positiv zu ihr gehören« (25 f., vgl. 26 ff.). »Ein Ökumenismus dagegen, der den Verlust einer Glaubensidentität einschliesst, ist weder notwendige Bedingung der Toleranz, noch ist er aus anderen Gründen zu empfehlen« (34). – B. Welte kommt innerhalb seiner Ausführungen über »Christentum und Religionen der Welt« (39–126) auch auf das Verhältnis von Christentum und Judentum zu sprechen (102–108). Der eine Abschnitt (bis 105) geht auf die Schwierigkeiten ein, die Juden »mit der Christologie und der Trinitätslehre« haben. »Dies sollte uns Christen veranlassen, auf diese Gedankenkomplexe noch einmal genau und kritisch einzugehen und zu fragen, was in ihnen eigentlich ursprünglich christlich ist und wie daraus unter dem Einfluss der späthellenistischen Kulturform jene dann massgebliche Fassung des Dogmas von der hypostatischen Union und von der Trinität entstanden ist.« Neue Versuche »können Schritte sein auf einem Weg, die Christologie aus einer weder von Nikaia noch von Chalkedon gewünschten Erstarrung zu befreien. Und sie können auch Schritte sein auf einem Weg, die Gotteserfahrung in Jesus auch für jüdische (und islamische) Partner ein Stück verständlicher zu machen.« Entsprechend hat die klassische Trinitätslehre »eine biblische Wurzel, nämlich in der trinitarischen Form des Taufbefehls bei Matthäus, aber auch dies steht in bemerkenswerten Spannungen mit vielen anderen Stellen des Neuen Testaments. Also müssen wir auch in dieser Hinsicht neu fragen.« Im anderen Abschnitt geht Welte von J. Oesterreichers »Hauptthese« aus. »Also ist das Verhältnis der Christen zu den Juden kein reines Aussenverhältnis, vielmehr ein Verhältnis zum eigenen Ursprung, der mit dem Weg der Kirche immer mitgeht und den nicht nur das alte, sondern auch das gegenwärtige Judentum immer noch vertritt.« An verschiedenen Beispielen werden dann Chancen und Grenzen jüdisch-christlicher Begegnungen abgewogen, ohne gegenseitige Proselytenmacherei und doch in der Hoffnung, »dass Gott das noch Getrennte vollends zusammenführen kann, nachdem er, wie wir Christen glauben, in dem Juden Jesus angefangen hat, die Scheidewand hinwegzunehmen, die beide trennt.« – Im Abschnitt